

**„Erlesene“ Zeitgenossenschaft
Begegnungen mit Autoren und Büchern**

Ursula Reinhold

In Erinnerungen und Betrachtungen schlägt die Literaturkritikerin Ursula Reinhold ein Kapitel deutsch-deutscher Literaturbeziehungen auf. Sie führen in vergangene Zeiten bis 1970 zurück, lassen den damaligen Zeitgeist in Ost wie in West lebendig werden. In Gesprächen mit Hans Magnus Enzensberger, Peter Schütt, Martin Walser, Uwe Timm, Dieter Wellershoff und in Lektüreeindrücken spiegelt sich widerspruchsvolles historisches Zeitverständnis ebenso wie die Wandlungen der Sichten und Ansichten. In selbstkritischer Rückschau sucht die Autorin nach den gedanklichen Markierungen eigener literaturkritischer Bemühungen.

©HeRaS Verlag, Rainer Schulz, Göttingen 2014
www.herasverlag.de

Layout Buchdeckel Rainer Schulz

Bildnachweis:
Enzensberger: Mariusz Kubik
Timm, Walser: Lesekreis

ISBN 978-3-944458-40-3

Inhalt

Einleitung

Selbstbegegnung im www

Eine Literaturgeschichte und ihre Autoren

Redakteurin bei den „Weimarer Beiträgen“

ZIL- Jahre

Seitenblicke auf Kollegen

Lebendige Zeitgenossenschaft

Hans Magnus Enzensberger. Eine aufregende Begegnung

Rückblicke

Annäherung 1980

Erneute Annäherung

Peter Schütt

Begegnung einer DDR-Bürgerin mit einem Revolutionär

Von Basbeck am Moor über Moskau nach Mekka

Münchener Begegnungen

Begegnung mit Uwe Timm

„Erzählen und kein Ende“

Eigensinn und Ästhetik

Autobiographische Erfahrung und geschichtliche Authentizität

Ferne Welten

Schelmenroman als Gesellschaftssatire: „Kopfjäger. Bericht aus dem Inneren des Landes“ (1991)

Wiederbegegnung

„Berlin“ in Uwe Timms Romanen

Begegnung mit Martin Walser

Deutschland-Gespräch

Deutschland im literarischen Horizont Martin Walsers

Beobachtungen an neueren Walser Romane

Berufe in Walser Romanen

Liebe und Ehe in Walsers neueren Romanen

Literatur und Öffentlichkeit

Ein springender Brunnen

Schriftsteller und Schreiben im erzählerischen Horizont

„Die Verteidigung der Kindheit“

Begegnung mit Dieter Wellershoff und seinem Werk

Existenzielle und geschichtliche Grunderfahrung

Literaturverständnis

Figurenkonstellationen, Erzählformen und Aufbauweisen in Romanen

Literarische Verhaltensphänomenologie: Der einzelne in Freiheit verloren.

Sozio-Psychogramme von Opfern und Tätern

Gewöhnliche Katastrophen

Erzählte Erinnerung

Peter Schütt

Mit Peter Schütt traf ich das erste Mal am Ende des Jahres 1969 zusammen. In den folgenden Jahren entwickelte sich eine Arbeitsbeziehung, er versorgte mich mit Materialien, und ich las und kommentierte eine Zeit lang seine Arbeiten. 1971 interviewte ich ihn für die „Weimarer Beiträge“ und schrieb das erste Mal über seine politischen Gedichte (Schütt und Genossen, gedruckt in Heft 2/1972). 1980 erneuerte ich die Nachfrage zu seiner politischen und publizistischen Arbeit und schrieb über die bis dahin erschienenen Reportagen (Peter Schütt als Reporter, gedruckt in U. R.: Tendenzen und Autoren. Berlin 1982). In der nachfolgenden Zeit, den Achtzigerjahren, habe ich sein Schreiben nicht mehr so intensiv verfolgt, die Veröffentlichungen seither mehr sporadisch zur Kenntnis genommen. Es wurde mir offensichtlich, dass sich sein Literaturverständnis nur wenig entwickelt hatte, dass er darin der immer gleichen Vorstellung von Operativität folgte. Mich interessierte nun anderes mehr. Aber wir trafen uns manchmal, tauschten uns kritisch über die Verhältnisse in der DDR aus, und ich erfuhr von ihm über Diskussionen in der DKP, zu deren Bundesvorstand er gehörte. „Moskau funkt wieder“, seine Gedichte über den neuen Kurs in Moskau, waren mir zu plakativ und zu euphorisch. Von seinem Ausschluss aus der DKP erfuhr ich, allerdings gewann ich keine genauere Vorstellung von den Vorgängen. In der Wendezeit brach unser Kontakt ab, ich ärgerte mich über die Art seiner Abrechnung mit seiner DKP-Zeit. So wie er sie in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ öffentlich machte, erschien sie mir niveaulos. Er präsentierte sich hier als reuiger Sünder, als ein Verführter, der sich über Verhältnisse beklagte, von denen er gewusst, mit denen er sich identifiziert hatte. Ich fand, er hätte schweigen sollen. Mein Interesse wurde erst wieder wach, als ich ganz zufällig aus dem Fernsehen erfuhr, dass er zum Islam übergetreten war. Das war 1998, damals fühlte ich mich angeregt, den folgenden Text zu schreiben.

Begegnung einer DDR-Bürgerin mit einem Revolutionär

Als sie ihn das erste Mal sah, fühlte sie eine leise Enttäuschung in sich hochsteigen. Sie hatte ihn sich anders vorgestellt. Nun ja, einen schnauzbärtiger Che-Guevara-Typ hatte sie nicht gerade erwartet, aber einen auf andere Weise verwegenen Typ. Er kam aus Norddeutschland, vom flachen Land in der Nähe Hamburgs. Und da dachte sie an eine Seefahrergestalt wie ein Wikinger oder aber ein Teddy-Typ wie die Arbeitergestalten in Thälmanns Umgebung. Irgendwie jedenfalls von Männlichkeit und Abenteuer umweht, so war ihr Bild eines Revolutionärs. Anders jedenfalls als die verklemmten DDR-

Typen, die sie hier um sich hatte. Bei denen Revolution doch mehr ein Fremdwort war, von ehedem oder weit her. Das war es, was sie an ihrem Leben hier so zäh fand, so ohne alle Höhenflüge, ohne Pathos. Aber das waren eben die Niederungen, die durchschritten werden mussten. Eigentlich fand sie es ganz in Ordnung so. Sie schwärmte für Revolutionen, wenn sie weit weg geschahen, aber vor allem von Revolutionären, die von weit her kamen. Denn sie selbst war eher ängstlich, hütete ihre kleine Welt, hatte Furcht vor starken Erschütterungen, ging gewalttätigen Konfrontationen aus dem Wege.

Aber die Sehnsucht nach möglichst weltweiter revolutionärer Umgestaltung, die Einsicht in ihre unabdingbare Notwendigkeit gaben ihr die seelischen Aufschwünge, mit denen sie ihren beschränkten Alltag, Küche, Kinder, Scheidung, Arbeit, ertrug. Sie konnte sich so als das Kettenglied einer umfassenden menschlichen Gemeinschaft sehen, zu der sie gehören wollte. Und nun gab es revolutionäre Aktionen im anderen Teil Deutschlands, da ging etwas vor sich, was auch bei ihnen nicht ohne Folgen bleiben konnte. Sie saß jeden Abend vor dem Fernseher, aha, das dort auf dem Bildschirm, die Straßenschlachten und Diskussionen, Schüsse gar, waren gar nicht weit entfernt, am Ku-Damm, eine halbe Stunde S-Bahn-Fahrt entfernt, wenn sie hätte durchfahren können. Es war eine Mischung von Hochgestimmtheit und Unruhe, mit der sie auf den Bildschirm schaute. Wenn sie das Gerät abgeschaltet hatte, setzte Beruhigung ein, weil sie von dem, was dort geschah, durch eine Mauer zuverlässig geschützt war. Wenn dort über Strategien der revolutionären Stadtguerilla diskutiert wurde, saß sie hochgerecht und aufmerksam in ihrem Fernsehsessel, hörte, was Dutschke, Rabehl, Teufel und die anderen vom SDS sagten, schüttelte den Kopf, weil sie gewiss war, dass sie es doch irgendwie besser wussten, hier. Und jetzt würde sie einen von diesen Akteuren kennenlernen.

Vor ihr stand ein kleiner, zierlicher, blonder Mann, als sie aus der Tür ihres Instituts heraustrat. Es wäre zu kompliziert einen Passierschein für ihn auf die Schnelle zu besorgen, denn als Bundesbürger kam er nur in das Parteiinstitut mit der Erlaubnis des Direktors und sie wusste nicht, ob das so schnell zu bewerkstelligen war, hatte sie ihm erklärt, aber er meinte, nach einer kurzen Pause im Hörer, es mache nichts, er würde auf sie warten draußen und sie könnten in ein nahe gelegenes Café gehen. Er wisse schon, sagte er einverständlich, und sie war erleichtert, dass sie es diesem Genossen von drüben nicht erst erklären musste, mit den Sicherheitsbestimmungen und der Wachsamkeit. Er habe gerade einen Lehrgang hinter sich, draußen in Kleinmachnow, verstehe jetzt manches besser.

Ja, dieses freundliche Einverständnis war es, was ihr in ihrem ersten Gespräch am meisten auffiel, sie fand es angenehm, dass er sie nicht mit unbequemen Fragen attackierte, keine Konfrontation suchte, sondern Übereinstimmung. Er war nicht der, der aggressiv nachhakte bei Dingen, die sie auch nicht verstand. Da konnte sie die Fragen stellen, die sie sich überlegt

hatte, nach seinem Herkommen und seinem Weg. Protestantische Enge im Elternhaus, besonders der Vater ein autoritärer Schulmeister, ließ er sie wissen. Der erste Schritt distanzierender Opposition ließ ihn zum Katholizismus wechseln. Die Soziallehre war es, die ihn anzog.

Dann Schweigen, er winkte ab, wollte lieber über aktuelle revolutionäre Aktionen in Hamburg reden. Nicht über seine Jugendsünden, die hatte er hinter sich. Germanistik hatte er an der Hamburger Universität studiert, Gryphius war das Thema seiner Dissertation. Seit Langem war er bei den Ostermärschen dabei gewesen, gegen Atombewaffnung, hörte sich um, lernte viele Leute kennen, Kommunisten auch, die illegal waren damals. Ja, auch beim Sternmarsch auf Bonn war er mit von der Partie. Die positive Presse für den Vietnam-Krieg, das erbitterte ihn maßlos, trieb ihn auf die Straße. Ho, Ho, Ho-Chi Min, mit diesen Rufen zogen sie durch die Straßen. Ziemlich viele waren dabei. Richtige breite APO. Damals war er noch ziemlich radikal und vor allem antiautoritär. Nein, in Berlin beim Protest gegen den Schah war er nicht dabei. Aber auch in Hamburg an der Uni wurden die politischen Aktionen immer wichtiger. Er war dabei, als sie das Wissmann-Denkmal stürzten, für diesen Kolonialforscher, der es in Ordnung fand, dass man Frauen und Kinder der Hereros in die Wüste trieb und verdursten ließ. Denn, ein deutscher Offizier tötete keine Frauen und Kinder, nur ihre Männer. Sein Denkmal stand dort seit Langem. Natürlich schafften die Studenten es nicht, den gewaltigen Steinklotz umzuwerfen, aber einige Risse brachten sie ihm schon bei. Wegen radikaler Umtriebe wurde er dann von der Universität entfernt. Die Professoren hatten sie mit ihren Fragen ganz schön in die Enge getrieben.

Während er erzählt, belebt sich sein schmales, blasses Gesicht, bekommt Farbe, die Sommersprossen treten nun deutlicher hervor. Auch die hellblauen Augen leuchteten, wenn er so lebhaft sprach. Das rötlichblonde Haar schüttelte er manchmal aus der Stirn. Seine jünglingshafte Gestalt bekam etwas Entschiedenenes. Man sah ihm seine Energie an. Er glühte! Er erinnerte sie an zarte, stürmende Figuren von Dichtern, die die heraufdämmernde Revolution mit Pathos besangen. Dann hörte sie noch, dass seine erste Opposition dem protestantischen Elternhaus galt. Er konvertierte zum Katholizismus, sein Vater schüttelte den Kopf über den ungeratenen Sohn, aber die Mutter strich ihm über das rötliche Haar. Nein, lange war das nicht her, 1957/58, damals ist er nach Rom gepilgert. Hat sich mit der katholischen Soziallehre befasst, schrieb in einschlägigen Zeitschriften für katholische Laien. Sie staunte über so schnelle Wandlungen und Wendungen. Winkte ab, als er sie aufforderte von sich zu reden. Wie sie den Sozialismus hier aufbauten, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen habe. Ja, es gibt Probleme, sagte sie, aber damit wollte sie ihm jetzt nicht kommen. Der Kleinkrieg mit bornierten Kulturfunktionären, er erschien ihr zu klein kariert, um hier jetzt darüber zu sprechen. Sie dachte an die vergebliche Arbeit für eine Konferenz zum Realismus, die nun kurzerhand abgesetzt worden war.

Wieder winkte sie ab, meinte, sie wäre anhaltend mit der Scheidung von ihrem Mann beschäftigt, viel mehr gäbe es im Augenblick über sie nicht zu sagen. Sie verneinte, als er politische Differenzen für die Ehescheidung vermutete. Nein, das war es nicht.

Längst hatten sie ihren Kaffee ausgetrunken, nach dem Mittagessen, das er etwas hastig in sich hineingestopft hatte, sie hatte ihn aus den Augenwinkeln beobachtet. Als sie sich zum Gehen rüsteten, erklärte sie ihm noch diesen Club der Kulturschaffenden. Gleich nach dem Krieg eingerichtet, früher Preußischer Herrenclub, hatte man hier immer noch gewisse Vorrechte, die damals mit einem kartenfreien Mittagessen begannen. So hatte man einen wichtigen Anziehungspunkt für mehr oder weniger gutwillige Intelligenzler geschaffen, die am demokratischen Neuaufbau teilnehmen wollten. Sie erzählte es, weil er über den geringen Preis staunte, den sie für das Essen zu bezahlen hatten. Er bestand darauf, ihn zu entrichten, lebte er doch ohnehin hier von reichlicher Alimentierung. Sie ließ ihn gewähren, es war ihr nicht peinlich, weil er erzählte, er habe in Hamburg die DKP mitbegründet. Also, er war ihr Genosse. Er gab dort die Zeitschrift des Kulturbundes heraus, die auch von der DDR bezahlt wurde, erzählte er ihr beiläufig. Denn nach jahrelangem Verbot war es dem Hamburger Kulturbund nicht möglich, auf eigenen Beinen zu stehen. Aber es gab noch Leute von damals, die ihn 1946 gegründet hatten, auch Harry Rowohlt, ein Sohn des Verlegers, war mit von der neuen Partie. Er bereitete über die Gründer eine Artikelreihe vor.

Material über seine katholische Periode würde er ihr schicken, Sachen, die er damals geschrieben hat, aber auch Aktuelles: Über die Rote-Punkt-Aktion gegen die Erhöhung der Fahrpreise im Hamburger Nahverkehr, die hat sogar genutzt. Ein Streikstück „Kampfnagel lehrt euch, Arbeiter wehrt euch“ und Gedichte. Ja, er schrieb Gedichte, über die Liebe und über die Revolution. Über die Situation an der Uni weiß er noch immer Bescheid, obwohl er raus ist, hat er seine Verbindungen dorthin behalten. Im SDS zerfleischt man sich jetzt in verschiedenen K-Gruppen über die richtige revolutionäre Strategie: Kulturanarchisten, Anarcho-Syndikalisten, Maoisten, revolutionäre Marxisten, Marxisten-Leninisten, Trotzisten, die einen weltfremder als die anderen. Sie taten ihm leid. Er hatte seinen Weg gefunden! Mit aufgerissenen Augen schaute er auf sie, suchte ihr Einverständnis, und sie beeilte sich mit dem Kopf zu nicken.

Dann nahmen sie den Weg zur Friedrichstraße. Sie verabschiedeten sich am Bahnhof, bevor er in das angebaute, niedrigere Gebäude ging, in dem die Grenzformalitäten abgewickelt wurden. Er könne jetzt immer etwas schneller passieren, ließ er sie wissen, galt als Dienstreisender, anders als zu der Zeit, in der er als Student kam und man ihm den "Spiegel" abnahm, den er zufällig bei sich hatte. Ja, die Genossen wissen jetzt, dass ich einer von uns bin. Man behandelt mich deutlich anders jetzt. Solche Mitteilungen hörte sie nicht sonderlich gern, weil sie von ihren Westberliner Verwandten ganz anderes zu hören bekam. Aber sie wollte ohnehin nicht so dicht heran an die Grenze, die

nahm sie lieber gar nicht erst in Augenschein, weil es ihr unbehaglich war, den Tatsachen so ungeschützt ins Auge zu sehen. Da errichtete sie sich lieber ihre Denkbarrieren, mit denen konnte sie zurechtkommen, auch in dieser Hinsicht. Als sie im S-Bahn-Zug saß, rief sie sich das Gespräch ins Gedächtnis, schüttelte innerlich den Kopf über ihre naiven Vorstellungen von einem heutigen Revolutionär. Das, was sie begeisterte, mussten die Leute hinter sich lassen, damit es zu greifbaren Ergebnissen kam. Sie meinte zu wissen, dass Radikalismus zu gar nichts führte, aber so ganz konnte sie sich ihre Enttäuschung denn doch nicht verbergen.

Als sie sich das nächste Mal wiedersahen, zeigte sie sich vorbereitet.

Es war ein halbes Jahr später, und sie begegneten sich auf einer Konferenz in Rostock. Er brachte seine neue Freundin mit, eine junge Germanistin, die gerade dabei war, über neue politische Lyrik in der Bundesrepublik an der Hamburger Universität zu promovieren. Sie war ein hübsches, zierliches Mädchen, mit dunklen Haaren und eben solchen Augen, lachbereit, eine rheinische Frohnatur, wie schnell an ihrem Sprechakzent zu bemerken war. In ihrer Dissertation fungierten seine politischen Gedichte und Äußerungen als Musterbeispiele für dieses Genre. Er habe sie unterstützt bei der Arbeit, meinte er und schaute lächelnd auf sie, die den Kopf eigenwillig zur Seite wandte. Dabei warf sie ihre langen dunklen Haare nach hinten über die Schulter. Es schien ihr nicht recht zu sein, wie er seinen Anteil an ihrer Arbeit betonte. Aber er meint es gewiss gut, dachte die Beobachterin, die sich mit dem fehlenden revolutionären Flair des Mannes längst ausgesöhnt hatte. Inzwischen hatte die DDR-Bürgerin ihn als Gegenstand ihres wissenschaftlichen Interesses entdeckt, nach Kenntnis seines Weges und seiner vielen, mehr oder weniger öffentlich gewordenen Gedichte hatte sie seinen literarischen und politischen Weg als folgerichtig und paradigmatisch für den Weg heutiger revolutionärer Bestrebungen darzustellen versucht. Sie hatte lange gebraucht, um ihre Ausführungen aufs Papier zu bringen. Sie konnte es sich nicht verbergen, dass ihr seine literarischen Versuche doch recht dürftig erschienen. Agitprop eben und politische Pamphlete. Aber sie wollte sich nicht von ihrem Geschmack leiten lassen, was sagte der schon, wenn es um revolutionäre Bestrebungen ging, in denen Literatur und Politik in ein neues Verhältnis treten. Sie dachte an die Geschichte, an ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten, die es gab, und wollte diesem literarischen Revolutionär nicht in den Rücken fallen. Mit dem richtigen politischen Standpunkt würde sich die literarische Qualität schon noch einstellen.

Ein Jahr später, als sie ihn in Hamburg besuchte, er hatte sie über den Kulturbund eingeladen, war seine schöne Freundin gerade ausgezogen. Die vielzimmrige Wohnung in einem Eppendorfer Bürgerhaus war unaufgeräumt, einiges, was herumlag, erinnerte noch an die Mitbewohnerin. Die DDR Bürgerin, die er längst Bärbel nannte, erfuhr jetzt, dass die Freundin auch

Gedichte schrieb und von den seinigen nicht das hielt, was sie in ihrer Arbeit geschrieben hatte. Sie habe an allem herumgemäkelt, auch an ihm. Jetzt war die Freundin zu einem Maler übergewechselt, der mit seinen Bildern doch etwas mehr Geld verdiene. Denn sie kleidet sich gern schön, liebt Schmuck, und das konnte er ihr nicht bieten, sagte er traurig. Auch war sie jetzt Redakteurin am Bremer Rundfunk, würde sich etablieren, vermutete er.

Wie er so sprach, tat er ihr leid. Revolutionäre hatten auch Liebeskummer, sie sah es. Bärbel wusste, dass er die Vorgängerin der schönen Rheinländerin auch an einen anderen verloren hatte, einen Genossen Schriftsteller. Der war gerade im Begriff, eine Genossin zu heiraten, die in Paris über Brecht promoviert hatte. Ja heiraten, das hatte die Freundin auch gewollt, obwohl sie über solche bürgerlichen Dinge manchmal gelacht habe. Zwischen Polterabend und Hochzeitstag entschieden sich die Beteiligten neu, die geplante Hochzeit fand nicht statt, dafür eine andere, mit der Frau, die seine Freundin gewesen war. Nur er, er ging leer aus. Fuhr allein zurück nach Hamburg. Damals war ihm auch die Wohnung zu groß, wie jetzt wieder.

Auch das mit der evangelischen Pfarrerin hatte nicht lange gedauert, sie war mit ihrer Gemeinde im Ruhrgebiet verheiratet. Es war ein soziales Notstandsgebiet, und er bewunderte ihren Einsatz für die Menschen dort. Aber für ihn blieb nichts, leider. Er habe seine Arbeit, die Revolution und das Schreiben, meinte er seufzend nach einer Weile und schaute auf Bärbel.

Aber sie hat anderes im Sinn, will morgen noch andere Autoren treffen, er schüttelt den Kopf, dass sie einen so bürgerlichen Mann wie Siegfried Lenz sprechen möchte, bei anderen versteht er sie. Aber es klappt sowieso nicht, denn der ist in seinem Haus hoch im Norden. Am Abend gehen sie bei Kampnagel ins Theater, ja die alte Fabrik ist jetzt ein Kulturhaus mit freien Theatergruppen. Der alte Industriebau von Bredels Maschinenfabrik N & K ist seit Langem ausgeweidet und saniert und neuen Zwecken zugeführt. Ja, daran haben auch die Arbeiterstreiks damals nichts geändert. Obwohl er ihnen mit seinem Stück ein Lernmodell liefern wollte. Wo waren denn die Arbeiter nach der Stilllegung geblieben? Ja, sie hatten viele Arbeitslose in Hamburg, erzählte er, auch im Hafen braucht man viele nicht mehr und die Alten sind für eine Umschulung nicht mehr zu haben. Es verwirrte sie, dass die traditionellen Arbeiterkämpfe offensichtlich nur noch selten die gewünschten Ergebnisse hatten. Irgendwie ist dieses Zeitalter der großen Industrie vorüber, dachte sie, als sie auf der hölzernen Bank unter dem gläsernen Fabrikdach saß, das gegen den Hamburger Himmel ganz offen war. Auf dem Heimweg durch das nächtliche Hamburg krachte es plötzlich, nicht sehr weit entfernt von ihnen. Sie blieben stehen, erschrocken lauschten sie auf den minutenlang anhaltenden Schusswechsel. Das es ein solcher war, stand für ihn unstreitig fest. Diese Feststellung beruhigte die DDR-Bürgerin in keiner Weise.

Am nächsten Morgen lasen sie in der Zeitung, dass es bei der Festnahme eines wegen Sachbeschädigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt gesuchten

Protagonisten der APO, einen auch als Autor nicht unbekanntem Mann, einen Schusswechsel mit der Polizei gegeben hatte. Der Gesuchte war auf der Flucht, er hatte den Polizisten niedergeschossen, der ihn festnehmen wollte und der war inzwischen seinen Verletzungen erlegen. Am Nachmittag erschienen Fahndungsfotos mit dem Gesuchten: Polizistenmord! Der Gesuchte war Peter Paul Zahl, sie kannte seine Romane.

Als sie sich später daran erinnerte, fiel ihr ein, dass das wohl einer der Momente war, der bereits das Ende der APO anzeigte. Es war der Beginn der terroristischen Phase mit Kaufhausbränden, Geiselnahmen, Erpressungen, Morden, ein Weg, den nur wenige mitgingen. Aber da war ihr Revolutionär längst in den Schoß der von der DDR beschirmten DKP eingekehrt. Einige engagierten sich in Häuserkämpfen, besetzten vom großflächigen Abriß bedrohte Häuser. In Berlin und Frankfurt, wo der junge Joschka Fischer, unser Außenminister heute, dabei war. Andere traten in die SPD bei, wollten sich etablieren an der Universität oder bei Behörden. Waren dabei, den langen Gang durch die Institutionen anzutreten. Fürchteten wohl auch das nun drohende Berufsverbot, das auch manchen traf. Andere stiegen aus, wurden Politclowns oder Underdogs. Dreißig Jahre später sind einige ziemlich weit oben. Joschka z. B., er hat es geschafft, sogar mit Absolution seiner Partei, der Grünen, die sich eigentlich von ihm trennen müsste, weil er ihre pazifistischen Ideale in den Wind schlug. Er ist ziemlich weit oben und würde schon einiges tun, um dort zu bleiben.

Als neudeutsche Bundesbürgerin, die sie seit zehn Jahren ist, hat sie gar nichts dagegen. Sie findet, es spricht für die Wandlungsfähigkeit einer Gesellschaft, dass so einer das werden kann. Nur, dass er so vieles vergessen hat von den Ideen, mit denen er angetreten ist, das stört sie. Natürlich der Mensch lernt dazu, er muss sich wandeln, um sich treu zu bleiben. Aber wie bleibt man sich treu?

Einer der maßgeblichen Ideologen damals, Maoist einst, ganz weit links von der Fernsehkamera, Trotzkiist dann, ist längst ein wohlbestallter Professor. Das wäre nicht das Schlimmste, man könnte seinen Studenten gratulieren, wäre er nicht inzwischen Verschwörungstheorien anheimgefallen. Bärbel erlebte ihn in einem Arbeitskreis über „Literatur und Politik in Deutschland seit 1945“ und staunte, wo er überall Verschwörer vermutet. Er sieht sie bei den Zapatisten walten ebenso wie in den Aktivitäten des SDS gegen den Vietnam-Krieg damals, alle Oppositionsbestrebungen in der Bundesrepublik scheinen ihm nun verdächtig, alle mehr oder weniger durch die Stasi unterwandert. Überall auch hing die Stasi-Krake mit drin, verkündet er nun mit Emphase.

Ob man sie damit auch meint, als loyale DDR-Bürgerin, die sie war, mit solidarischem Blick nach drüben? Niemals hätte sie sich vorstellen können,

dass das nicht mehr Vorhandensein der DDR alles so zu verändern imstande ist. Sie dachte, das wäre nur für sie hier so?

Und Horst Mahler nun ein Richter?

Andere, die kümmerten sich jetzt nur noch um das Segelboot am Wannensee oder um die Finca auf Mallorca. Ja, auch so können Revolutionäre altern.

In den Siebzigerjahren bekam sie von ihrem Revolutionär regelmäßig Päckchen, in denen seine Gedichte lagen und Bücher mit Veröffentlichtem aus dem Werkkreis für die Literatur der Arbeitswelt, den er in Hamburg aufgebaut hatte. Das Agitationsmaterial legte sie gleich zur Seite, es bezog sich auf vieles Verschiedene im Stadtteil und in der Welt. Ihr schien, er rührte in 1000 Töpfen. Sie wusste nicht, ob sie es belächeln oder bewundern sollte. Es stand in heftigem Kontrast zu ihrem ruhigen und beschaulichen Leben. Sie schrieb nur noch selten über seine Sachen.

Als sie zehn Jahre später wieder in seine Wohnung kam, traf sie dort ein fünfzehnjähriges dunkelhäutiges Mädchen an, das bei ihm wohnte, um in Hamburg zur Schule zu gehen. Er kochte für sie und strich ihr über das gekräuselte Haar, als sie aus der Schule kam und von ihren sprachlichen Schwierigkeiten erzählte. Ja, er hatte ein Jahr zuvor die Mutter geheiratet, in Alabama war die zuhause, war die Tochter eines baptistischen Predigers und Bürgerrechtlers. Er hoffte, dass die ihm nun angetraute nach Hamburg kommen werde, die Tochter war immerhin schon da. Durch sie lernte ich das andere Amerika kennen, meinte er, und Genossin Bärbel nickte, denn sie hatte seine Reportage über die Bilder aus dem anderen Amerika schon gelesen. Sie staunte über das rasante Tempo seiner Entdeckungsreisen und das flotte Schreiben über sie. Irgendwie sah er sich wohl jetzt in der Nachfolge von Egon Erwin Kisch, dem rasenden Reporter. Sie fand, dass er da vielleicht ein bisschen zu hoch griff, aber sie schwieg, wollte ihn nicht kränken und stand auch noch unter dem Eindruck seines Vietnam-Berichts von einer Reise, die er 30 Tage nach dem endlich beendeten Krieg gemacht hatte. Hieraus erfuhr sie vom Ausmaß der Zerstörungen in dem geschundenen Land, dagegen sagte ihr sein Buch über Sibirien nicht viel Neues, es ähnelte Berichten, die es auch in der DDR gegeben hatte. Auch als er Jahre später auf den Spuren seiner sibirischen Irrtümer wandelte, war es keine Überraschung für sie, was er da beschrieb.

Sie hatte ihn in der DDR bekannt gemacht, sie empfahl seine Reportagen, man druckte ihn, und er blieb ihr dankbar dafür. Sie bestaunte seine weltläufige Leichtfüßigkeit, mit der er die Länder und Kontinente durchquerte. Dem Hunger, der Unterdrückung, den Hoffnungen auf der Spur. Internationalismus im besten Sinne, ihm verdankte er dann meist auch die Beziehung zu einer neuen Frau. Die Differenzen und Grenzen, die es dabei gab, meinte er mühelos zu überbrücken. Regelmäßig fiel er auf die Nase dabei,

stand wieder auf, eroberte sich einen neuen Erdteil und blieb an der Niederelbe zu Hause.

In ihrer Bodenständigkeit konnte sie das nur bestaunen, aber ein bisschen verdächtig blieb es ihr doch auch.

Sie begriff auch die vielen jungen Leute nicht, die aus ihrem Land davonliefen. War es denn so schlimm hier?

Im Herbst 1989 benahm es ihr den Atem, als hier in ihrem beschaulichen, lückenlos observierten Ländchen die Massen auf die Straßen gingen. Revolutionäre Erschütterung ganz nah, endlich. Sie hatte sich revolutionären Wandel seit Langem gewünscht, hoffte auf ein Ende der anhaltenden Stagnation. Einen Moment lang lag die unverwaltete Macht auf der Straße. Aber das würde nicht bleiben, sie ahnte es. Ein Schreck, als sie begriff, dass jeder einzelne anderes im Sinn führte, sein Interesse verfolgte: die einen wollten die DDR erneuern, einen Sozialismus ohne Gängelei und Bevormundung, die anderen sie abschaffen, noch andere ausreisen oder endlich die D-Mark in die Hände bekommen. Revolutionen als Springfluten einheitlichen Volkswillens, das war wohl nur in der Vergangenheit oder vielleicht auch nur in ihrem Kopf so.

Sie musste ihre eigene Trauer bewältigen, die DDR verabschieden.

Mehr als zehn Jahre nach der Wende sind vergangen, nichts hat sie gehört von ihm seitdem. Das lag an ihr. Sie hatte mit sich zu tun, musste alles erst verdauen. Auch hatte sie keine Lust, mit ihm zu reden, nachdem er 1990 alles auspackte, was er über seine ideellen und finanziellen Abhängigkeiten von dem hingeschiedenen Unrechtsstaat zu sagen sich veranlasst sah. Ihr sagte er damit nichts Neues und sie begriff nicht, warum er jetzt, wo alle in den Sterbenden traten, nun auch noch das Bedürfnis verspürte, seine Kenntnisse über politische Interna öffentlich zu machen. Gewiss, es war das erste Mal, dass er im Feuilleton der FAZ gedruckt wurde. Dass ihm das wichtig war, verstand sie sogar irgendwie. Bisher hatte Reich-Ranicki die Gedichte, die er ihm in Abständen schickte, wortlos in den Papierkorb fallen lassen. So jedenfalls hatte er es ihr erzählt. Aber jetzt druckte man ihn. Enthüllungen über Dinge, die sie seit Langem wusste und die auch ihm nicht unbekannt waren in der Zeit seiner Mitgliedschaft in der DKP, diesem von der DDR ausgehaltenen Verein. Sie fand, dass die Mitteilung der schlichten Tatsache, dass er dumm war und blind oder sich so gestellt hatte, kein öffentliches Interesse verdiente. Noch dazu, er seine Gründe für sein früheres Engagement nicht preisgab. Aber irgendwie verstand sie ihn auch darin, denn sie konnte sich den Katzenjammer der Linken von drüben vorstellen: die mussten sich einfach ganz schön in die Pfanne gehaut fühlen, wie wir Berliner sagen, von den weltgeschichtlichen Versprechungen und Visionen. Und die gingen jetzt alle auf das Konto der Hingeschiedenen.

Sie hat ihn lange nicht gesehen. Aber sie denkt an ihn und nicht nur, weil die 68er jetzt so im Gespräch sind. Als Terroristen hauptsächlich. Aber dazu kann er wirklich nicht gezählt werden. Unterschiedlichste Wege, unterschiedliches Wollen und dennoch die gemeinsamen Erfahrungen, dass alles Bemühen am Ende andere Ergebnisse hat, als die, die gewollt wurden.

Zwei Nachrichten erreichten sie: Er lebt jetzt mit einer Iranerin. Die Beziehung stammt aus der Zeit, als er seine Iran-Reportage geschrieben hat. Der Veröffentlichung dieser Reportage verweigerten die Zuständigen in der DDR die Genehmigung, weil er offengelegt hatte, dass die DDR-Behörden im Krieg zwischen Irak und Iran beide Seiten mit Waffen versorgten. Da konnte Bärbel auch mit positiven Gutachten nichts erreichen, selbst wenn sie gewollt hätte. Aber ihr Interesse an seinen literarischen Verlautbarungen war damals schon geringer geworden. Seine iranische Frau betreute in der Eppendorfer Wohnung neben den eigenen auch noch fremde Kinder im Vorschulalter, erfuhr sie von einem gemeinsamen Freund. Die Wohnung sei nun bis auf sein winziges Arbeitszimmer besetzt, meinte der. Aber Peter erträgt es, er liebt Kinder. Jahre später erfuhr sie aus dem Fernsehen, dass er zum Islam konvertiert sei, ein Jünger Mohammeds, ein Muslim ist er geworden. Gern wüsste sie Näheres. Liest er jetzt im Koran? Ist er bei den Schiiten oder den Sunniten? Ist er in Mekka dabei, jetzt? Macht er sich nun kein Bild mehr von gar nichts? Oder arbeitet er auf neue Weise für die Revolution? Ein bisschen beneidet sie ihn, weil ihr solche Beweglichkeit abgeht. Sie war einmal in einer Partei und das genügte ihr. Aber das ist natürlich auch kein tragfähiger Vorsatz für die Zukunft, doch die liegt ohnehin hinter ihr.

Sie sucht auch weiter, aber sie weiß nicht genau, was sie suchen soll? Dass er zu finden meint, das ist das Überraschende. Jähe Wendungen? Nein, irgendwie ist er sich treu geblieben, auf der Seite der Mühseligen und Beladenen. Er glaubt an sie und die Zukunft. Er sucht in der Identifikation mit ihnen sich selbst. Er verliert immer, schafft sich aber mit unerschütterlicher Glaubenszuversicht immer neue Identifikationen. Er ist ein Chamäleon und bleibt sich treu. Immer auf der Seite der Verlierer, anders als dieser frühere Turnschuhträgertyp, unser Außenminister, der bleibt auf der Seite der Sieger. Für's erste jedenfalls. Der identifiziert sich mit nichts als mit sich selbst und seiner Aggressivität und seinem rhetorischen Geschick, mit dem er sich über Wasser hält.

Seine Gewaltbereitschaft damals wirft man ihm öffentlich vor. Das findet sie die reinste Heuchelei, weil es jene sind, bei denen das Gewaltmonopol des Staates ganz oben steht.

Von Basbeck am Moor über Moskau nach Mekka

Nun hat Peter Schütt seine Autobiografie geschrieben. Unter dem Titel „Von Basbeck am Moor über Moskau nach Mekka“ ist sie im Oktober 2009 im Mut Verlag erschienen. Der Autor ist in diesem Jahr siebzig Jahre alt geworden und unterbreitet hier den Bericht über ein an Wendungen reiches Leben. Mehr als vierhundert Seiten, flott geschrieben, leicht lesbar, reich an erlebter Zeitgeschichte, in der er sich in seinem politischen und persönlichen Leben bewegt hat und von der er sich bewegen ließ. Sein Weg, der seinen Ausgang in einem niederelbischen Dorf nahm, ist reich an emotionalen und gedanklichen Auf- und Ausbrüchen, er war in vielen Ländern und Kontinenten unterwegs, in vielen Glaubensrichtungen, auf der Suche nach immer neuen Horizonten. Verwurzelt blieb er in Hamburg, auch heute, da er eine neue Zuflucht im islamischen Glauben gefunden hat, lebt und arbeitet er dort, setzt sich für Asylanten- und Flüchtlingsrechte ein, sucht nach Wegen für eine christlich-islamische Verständigung. Öffentliches Wirken und Schreiben sind auf seinem Wege immer eng verschwistert gewesen. Seine journalistischen Arbeiten, seine Reportagen, Agitprop-Stücke und Gedichte, auch seine Prosa waren meist dem tagespolitischen Geschehen verpflichtet, folgten seinen jeweiligen Bekenntnissen. Von aktuellen Intentionen zeugen die erzählerischen Miniaturen, die er erst jüngst unter dem Titel „Allahs Sonne über der Alster“ publizierte, und auch die Autobiografie. Er unterlegt seiner Lebensgeschichte das literarische Muster der orientalischen Pilgerreise, auf die er sich schon im Titel bezieht. Er will so seinem Lebensweg und der erneuten Wendung innere Folgerichtigkeit geben. Dazu setzt er regelmäßige Angaben zur Mondposition ein, stilisiert manches Detail zu nachdrücklichem Erlebnis, wie beispielsweise das kindliche Entzücken über die Ansicht der betenden indischen Soldaten. Auch die Leuchttürme seiner norddeutschen Heimat sollen ihn früh auf die Türme arabischer Minaretts verwiesen haben. Es ist wohl so, wie es Max Frisch einst ausdrückte, dass sich jeder Schreiber sein Leben auf ganz eigene Weise neu erfindet.

Beim Lesen und Nachsinnen über den Weg dieses Autors regt sich bei mir vor allem Erstaunen über die unbändige Bekenntnisfreudigkeit und immer erneute Glaubensbereitschaft, mit der er aufwarten kann. Denn nach der Erfahrung eines halb blinden guten Glaubens möchte ich neuen Gewissheiten eher misstrauen.

Andere ziehen andere Schlüsse und Peter Schütt steht mit seiner Hinwendung zum Religiösen nicht allein, denn viele Menschen suchen, nachdem ihnen eine Welt zusammengebrochen ist, die ihre idealen Versprechen nicht einlöste, in solcher Richtung nach Orientierung. Der Autor präsentiert sich und seinen Weg als den eines Gottsuchers, der nunmehr mit der vor mehr als fünfzehn Jahren erfolgten Konversion zum Islam an sein Ziel gekommen sei. So jedenfalls will er es uns sagen.

Es gibt keinen Grund daran zu zweifeln, dass Peter Schütt hier den passenden Schlüssel zu sich selbst gefunden hat. Denn religiös gefärbte Hingabe kann vielen Dingen gelten, sie ist eine innere Haltung. Mir erscheint er in seiner

Bereitschaft zu schwärmerischer Identifikation eher als ein reisender Romantiker, der sich von seinen eigenen Hochgefühlen tragen lässt. Stets war er auf der Suche nach umfassender Liebe, nach Verschwisterung mit der Welt, vor allem mit ihrer weiblichen Hälfte, wovon er in hochgestimmten, sentimentalenden Wendungen berichtet.

Aus tiefer Lebenskrise fühlt er sich durch Gott aufgefangen, sein Leben präsentiert er als eine Pilgerreise zurück zum Glauben, in dem er einst in kindlicher Naivität lebte. Allerdings ist es nicht der protestantische Gott seiner Kindheit, zu dem er zurückgekehrt ist, und auch nicht der Katholizismus, zu dem er am Beginn seiner Lebensreise konvertiert war. Seine damalige Pilgerreise nach Rom, zur Papstaudienz wertet er als einen Schritt in die Welt hinaus, getragen vom Willen, der protestantischen Enge des Elternhauses und der väterlichen Autorität des Dorflehrers zu entfliehen. Denn früh war er von Fernweh ergriffen, wollte ungeahnte, neue Horizonte gewinnen. Die Schilderung der regionalen und sozialen Gegebenheiten seiner kindlichen Welt lassen viel emotionale Empfindungsfähigkeit erkennen, schöne Beobachtungsgabe für die niederelbische Landschaft und Gebundenheit an sie. Sein Verhältnis zu Menschen ist von Emphase bestimmt. Hingebung, wenn er von Begegnungen mit dem Papst, mit Personen der Zeitgeschichte wie Pastor Niemöller, Klara Marie Faßbinder, Luise Rinser und später von Begegnungen mit islamischen Würdenträgern berichtet. Verehrung und Anbetung sind ihm inneres Bedürfnis. Auch bleibt ihm nach eigenem Bekenntnis etwas Spökenkiekerhaftes eigen, man möchte annehmen, dass ihm die Sehnsucht nach der großen Welt zur Falle wurde, nachdem er in Stade das Gymnasium besuchte und mit dem Studium von Germanistik und Geschichte in Hamburg und Göttingen begann. Sein politisches Interesse wurde in den bewegten sechziger Jahren geweckt, er beteiligte sich an Ostermärschen, engagierte sich in den studentischen Aktionen an der Hamburger Universität. Dort hat er über Dramen von Gryphius promoviert, musste die Universität aber wegen politischer Aktivitäten verlassen und kam so um eine akademische Laufbahn. Daraus ergab sich seine Bindung an die Deutsche Kommunistische Partei, die sich 1968 konstituierte, um das fortbestehende KPD-Verbot zu umgehen. Später gehörte er fast zehn Jahre zum Bundesvorstand dieser Partei. Auf seine zwei kommunistischen Jahrzehnte, wie er sie rückblickend apostrophiert, schaut er heute als ein Verführter zurück. Seine endgültige Trennung, die ein Dreivierteljahr vor dem Umbruch in der DDR erfolgte, beschreibt er als „Befreiung aus einem selbst gewählten Gedankengefängnis“. Am Ende dieser Periode stand eine tiefe Lebenskrise. Erst durch neue Aktivitäten und durch erneutes hinwendendes Bekenntnis löste sich für ihn die irritierende Krisenerfahrung auf. Allerdings räumt er ein, dass sein „Abschied vom Kommunismus“ weniger von ihm selbst als von seinen „innerparteilichen Widersachern betrieben“ wurde, die ihn aus dem Bundesvorstand ausgeschlossen hatten.

In der politisierten Atmosphäre der sechziger Jahre, während des Studiums, war ihm sein religiöser kindlicher Glaube verloren gegangen, denn er wandte sich entschieden politischen Aktivitäten zu. In der Ostermarschbewegung gegen die Atomaufrüstung der Bundeswehr, in Aktionen gegen die Notstandsgesetzgebung gingen damals viele Menschen auf die Straße. Er traf auf überzeugte Kommunisten, woraus sich seine Parteibindung ergab. Seine kommunistischen Jahre eröffneten ihm viele Möglichkeiten als Agitator und Autor, als Reisender in viele Länder, über die er Reportagen schrieb. Er betätigte sich auch in der Friedensbewegung der Achtzigerjahre, trug dazu bei, dass sich auch christliche und den Kommunisten fernstehende Persönlichkeiten in sie einschalteten und zu ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit beitrugen. Er blieb noch im Vorstand dieser Partei, als sich viele andere Sympathisanten schon von ihr abgewandt hatten, weil sie deren politische Unselbständigkeit missbilligten. Von Gorbatschows Bestrebungen nach Glasnost und Perestroika erhoffte er sich eine Erneuerung des Sozialismus. „Moskau funkt wieder!“ überschrieb er damals ein Gedicht, das in der FAZ gedruckt wurde. Es wurde der Anlass für seine endgültige Trennung von der Partei, denn seine Genossen teilten seine optimistische Zuversicht nicht, sahen ihn nun als Verräter, nachdem sie ihn schon aus dem Vorstand ausgeschlossen hatten.

Peter Schütt hatte sich bereits in den Achtzigerjahren im Rahmen des DKP-Arbeitskreises „Internationalismus“ mit Fragen des Asylrechts und der Situation von Flüchtlingen in Hamburg beschäftigt. Es gelang ihm nach 1989, diesen ehemaligen DKP-Kreis unter dem Dach der Hamburger „Patriotischen Gesellschaft von 1765“ wiederzubeleben und ihn 1993 in ein Forum für interreligiösen Dialog umzuwandeln. Hier nun hat Peter Schütt, der sich als überzeugter „Dritte-Welt-Bürger“ versteht, ein Aktionsfeld gefunden, in dem er an frühere Aktivitäten anknüpfen kann. Denn schon seit Langem interessierte er sich für die Hamburger Moschee und die Probleme der islamischen Welt, er besuchte Informationsveranstaltungen über die Revolution im Iran. Auch im Zusammenhang mit dem iranisch-irakischen Krieg half er öffentliche Aufmerksamkeit für die Tatsache zu erzeugen, dass Firmen beider deutscher Staaten den Kriegsparteien Waffen lieferten. In einer Reportage, die er 1987 nach einer Reise in den Iran schrieb, hat er darüber Auskunft gegeben. Ein persönliches Motiv für sein Engagement erwuchs ihm aus einer neuen ehelichen Bindung, die er mit einer Iranerin einging. Diese Verbindung bescherte dem inzwischen Fünfzigjährigen einen Sohn und eine Tochter.

Seit fünfzehn Jahren nun schon hilft Peter Schütt, interreligiöse Dialoge zwischen Christen, Muslimen, Juden, Buddhisten und Hinduisten zu organisieren. Mit diesen Aktivitäten sieht er sich in der Tradition von Männern wie Lessing und Reimarus, die in ihrer Zeit begannen, für den Toleranzgedanken zu werben.

Sein Übertritt zum Islam erscheint ihm dabei als folgerichtiger Schritt auf einem religiösen Erkenntnisweg, den er nicht als Konversion versteht. Denn er meint damit keine Glaubensinhalte zu verlieren, sondern erhofft vermehrte Glaubensfülle. Dabei fasst er den Islam als universale Weltreligion auf und nimmt für sich in Anspruch, frei zwischen verschiedenen Zugehörigkeiten wählen zu können. Aber eine Wahl trifft er nicht in seiner umfassenden Bekenntnisfreudigkeit, wenn es heißt: „So bin ich zwar dem Glauben nach bekennender Muslim, aber zugleich bin ich auch mit ganzem Herzen ein Deutscher. Ich bin Lokalpatriot und Weltbürger in einem. Ich bin Linker, aber auch Wertkonservativer.“

In den neunziger Jahren gelang es ihm allmählich durch publizistische Arbeiten, die u. a. auch in großen Blättern wie der „FAZ“ und der „Zeit“ gedruckt wurden, Aufmerksamkeit für die Literatur und Kultur des Ostens, für Neuerscheinungen von iranischen Schriftstellern u. ä. Interesse zu wecken. Auch beteiligte er sich an dem Streit um Salman Rushdies „Satanische Verse“, in dem er zwischen den Parteiungen zu vermitteln suchte. Die Möglichkeit, durch solche publizistischen Arbeiten ein finanzielles Auskommen zu finden, brach nach dem 11. September 2001 abrupt ab, wieder suchte er mühsam neue Fäden zu knüpfen.

Ich weiß nicht, ob ich die Fähigkeit zu immer erneuten Aufbrüchen bewundern soll, oder ob sie mir suspekt ist. Aber verstehen möchte ich sie und denke, dass es ihm ernst ist mit dem Engagement an der Seite der Erniedrigten und Beleidigten und wenn er könnte, er würde sicherlich alle verfolgten Frauen ehelichen, um sie und sich zu erlösen. Einige seiner Erwählten scheinen sich seinen Bemühungen allerdings ziemlich rasch wieder entzogen zu haben, denn sie verließen ihn nach kurzer Zeit. Aber, wie er uns in seiner Geschichte wissen lässt, hat er aus all diesen Beziehungen und Berührungen, aus Bekenntnissen und Irrtümern seinen Honig geschlürft, und das ist es wohl, was dieses Leben und diesen Menschen ausmacht, er sucht die euphorische Erhebung, die er schon als Kind erlebt hat, wenn er aufs Meer schaute und sich radelnd der flachen zweistromigen Landschaft zuwandte, die sich vor ihm öffnete. Das Einssein mit den Elementen, wer kennt und wünscht sich nicht dieses ozeanische Gefühl von Entgrenzung. Aber dass daraus eine Lebenshaltung werden kann, das hätte ich mir nicht vorstellen können. Desillusionierung gibt es auf seinem Weg nur ganz kurzzeitig, schon bald ist ein neuer Aufbruch in Sicht, der seine Euphorien spendet. Peter Schütt lässt uns in seinem Lebensbericht an ihnen teilhaben, als Gipfelpunkt seiner Lebensreise beschreibt er am Schluss ausführlich seine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina, auf der er die Bestätigung seines neuen Glaubens in der Vereinigung mit den Massen der anderen Gläubigen findet. Auch in der einstweilen letzten Station seines Weges scheint er mir ganz und gar dem Zeitgeist verhaftet. Denn Wendungen zum Religiösen sind in der heutigen Welt nichts Apartes, sondern massenhafte Vorkommnisse, die mit

dem Zusammenbruch von Hoffnungen auf eine bessere Welt einhergehen und auch aus dem Zusammenfall gewohnter Ordnungen und Lebenserwartungen erwachsen. Abstand zu seinem Bekenntniseifer kennt er nicht. Sein Lebensrückblick schürft nicht sehr tief, wenn es darum geht, die besonderen Motive für die vielfältigen Wendungen genauer zu erkunden. In der Beschreibung der Pilgerfahrt nach Mekka findet hier seine Sehnsucht nach Identifikation und Anerkennung befriedigt. So präsentiert er sich, mit wenig Abstand zu sich, trotz aller reumütiger Worte über Irrwege und Fehler.

Ich bin Peter Schütt um 1969 das erste Mal begegnet, damals war er Teilnehmer an einer politischen Schulung für DKP-Genossen in Kleinmachnow, die von der Westabteilung im ZK der SED organisiert worden war. Damals war meine Bereitschaft groß, revolutionäre Hoffnungen auch aus der studentischen Bewegung zu ziehen und in „Peter Schütt und Genossen“ Kräfte zu entdecken, die auf längere Sicht die westdeutsche Republik verändern konnten. In ihren literarischen Manifestationen sah ich den Versuch, linke Traditionen aus der Literaturgeschichte wieder aufzunehmen, operative Formen wieder lebendig zu machen und dabei mit politischer Lyrik und Agitprop-Stücken Einfluss auf Bewusstseinsbildung zu nehmen. Aus politischen Gründen habe ich solche literarischen Versuche damals ein bisschen aufmerksamer und nachsichtiger behandelt, als sie mir später zu verdienen schienen. Da Schütt freimütig und aufgeschlossen über seinen Weg und sein Herkommen Auskunft gab, mir viel über die Situation der Linken in Hamburg erzählte, entwickelte sich aus dem Kennenlernen eine dauerhafte Beziehung, die bis zum Ende der DDR bestanden hat. In einem Beitrag für die „Weimarer Beiträge“ stellte ich seinen politischen Weg, den er bis 1971 zurückgelegt hatte und der ihn aus dem protestantischen Schullehrermilieu zu einem Protagonisten der studentischen Bewegung werden ließ, als exemplarisch dar. In dieser Zeit war er bei der DKP gelandet und dieser Weg erschien mir damals folgerichtig und charakteristisch für solch einen Angehörigen der studentischen Protestgeneration. Meine publizistischen Bemühungen trugen dazu bei, dass seine Reportagen über das vom Krieg zerstörte Vietnam, über das schwarze Amerika, über den Hunger in Afrika, über Sibirien und mittelasiatische Sowjetrepubliken auch in der DDR gedruckt wurden. Diese Reisen waren ihm in den siebziger und Achtzigerjahren z. T. von seiner Partei finanziert worden. In seinem Lebensrückblick beschreibt er sich als ein um 1980 herum gefragter politischer Autor. Als Vorsitzender des Kulturbundes in Hamburg war er bemüht, die Gründungstradition des Kulturbundes wieder ins öffentliche Bewusstsein zu bringen. Das fand ich damals wichtig, denn es war ja doch so, dass die sozialistischen und demokratischen Traditionen der unmittelbaren Nachkriegszeit im späteren Adenauer-Staat ins Abseits gedrängt worden waren. Als ich damals von den Diskussionen im Parteivorstand der DKP erfuhr, aus dem man ihn ausschloß, war schon offensichtlich geworden, dass

die DKP längst jede Anziehungskraft verloren hatte, die sie kurze Zeit nach ihrer Konstituierung im Jahre 1968 für linke Intellektuelle besaß. Es spiegelten sich hier genau die Probleme, denen ich als Mitglied der SED ebenfalls begegnete. Dringlicher Reformbedarf, aber keine tragfähigen Vorstellungen in Sicht. Das Ergebnis ist bekannt!

Im Verlaufe der Achtzigerjahre wurde mir bewusster, wie schnell sich operative literarische Formen erschöpften, wie zeitabhängig sie waren und wie begrenzt ihre Wirksamkeit. Zudem waren schon im Verlauf der Siebzigerjahre die differenzierten Wege deutlich geworden, die jene Schriftsteller einschlugen, die allesamt ihre Erfahrungen in der studentischen Bewegung gemacht hatten. Es entwickelten sich sehr eigenständige literarische Profile, die ihr künstlerisches Gewicht bekamen und die mich schließlich mehr interessierten als die dem jeweiligen zeitgeschichtlichen Augenblick verhafteten Arbeiten dieses Autors.

Denn Peter Schütts Literaturverständnis entwickelte sich kaum, es hat sich nicht verändert. Zwar ist die stoffliche Palette seiner Lyrik reicher geworden, neben politischen Fragen spielte die Liebe ihre Rolle, aber die lyrische Subjektivität seiner Verse blieb sich in ihrem bekenntend deklarerenden Gestus gleich. Seine Verse blieben Instrumente einer Mission, die wechselnden Aufträgen gehorchte. Eigenständigkeit beim Umgang mit den Erfahrungen dieser Welt gewannen seine literarischen Arbeiten nicht.

Schütts Abrechnung mit seiner kommunistischen Vergangenheit und der DKP, wie er sie im Sommer 1990 in der FAZ veröffentlicht hatte, vertiefte einen Eindruck, den ich im Laufe der Jahrzehnte, in denen ich ihm begegnete, gewonnen hatte: Zu einer literarisch gedanklichen Verarbeitung seiner Erfahrungen kommt er nicht. Zum bekenntenden Eifer gesellte sich nun die vehemente Abkehr, die Schuldzuweisung und die Selbstanklage. Seine Bereitschaft zu schneller Begeisterung blieb mir ebenso fremd wie seine öffentliche Denunziation von Verhältnissen, die er zuvor mitgetragen oder von denen er gewusst hatte. Welche Motive ihn bei seiner literarischen Parteilarbeit geleitet hatten, blieb völlig unerörtert. Irgendwie pharisäerhaft und heuchlerisch fand ich solche Suada über verführten Glauben und Irrtümer. Doch leuchtet mir ein, dass sich Westlinke, die sich mit der DKP einließen, durch die umfassende Wende, die den Zusammenbruch des sozialistischen Systems brachte, tiefer gekränkt fühlen mussten, als wir, die wir in der DDR gelebt haben und dort ein relativ gesichertes soziales Leben verbringen konnten. Denn Schütt und Genossen sahen sich nicht nur ihrer Ideale und Hoffnungen beraubt, sondern für sie brach auch eine durchaus nicht üppige soziale Existenz zusammen, weil die Alimentierung durch die DDR abrupt endete. Zudem ließen ihm seine Genossen nach dem Bruch seine nicht verkauften Bücher vor die Tür kippen.

Mannigfache Konversionen begleiten und bestimmen so manches Leben. Namenlose haben nicht das Bedürfnis, über sie Auskunft zu geben. Aber bei Intellektuellen ist das anders, sie machen ihre Wege und Irrwege öffentlich, geben damit Aufschlüsse über ihre Motive und so auch über den sich wandelnden Zeitgeist. Dabei ist sicherlich auch immer Opportunismus im Spiel, über den in diesem Buch nichts zu erfahren ist. Aus Naivität, aus Vergesslichkeit? Auch bei Intellektuellen ist es nicht selten, dass jemand denkt, nunmehr den letzten Glauben gefunden zu haben. Man denke an Gustav Regler, an Manès Sperber u. a.. Aber sie haben uns vieles wissen lassen, über ihre Motive, Irrtümer und Illusionen und über die inneren Strukturen der Objekte ihrer historischen Irrtümer. Schütt nutzt die Episoden, in denen er über die Atmosphäre der Diskussionen und Ausschlussverfahren berichtet, in seinem Lebensbericht lediglich als Voraussetzung, um sein religiöses Erweckungserlebnis zu schildern. Er lernte wieder das Beten. Schön, wenn einem von dorthin Hilfe erwächst. Damit hätte er es ja nun bewenden lassen können, man versteht es, weil es so ist, dass jeder Mensch andere Ausflüchte aus bedrängten Lagen sucht und manchmal auch findet.

Aber für ihn bedeutet die erneute Wende der „Aufbruch zu wirklich neuen Ufern“. Deshalb stellt er ans Ende seiner Lebensreise den ausführlichen Bericht über seine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina. Er vermittelt hier dem Unkundigen eine Vorstellung von den Orten und den Ritualen, denen sich die Gläubigen unterwerfen.

Auf die ihm häufig gestellte Frage, ob er Sunnit oder Schiit sei, gibt er die Antwort, er sei Herziit und folge dem eigenen mystischen Organ, lebe nach seiner eigenen Auslegung des islamischen Glaubens. Auch damit steht er in einer zeitgenössischen Tendenz, die sich vor allem in den westlichen Industrieländern abzeichnet. Da hier das Gewicht der tradierten christlichen Kirchen abnimmt, suchen und finden nicht wenige Menschen ihre Erfüllung in Formen des Glaubens, die persönliche Mixturen aus verschiedenen Religionen darstellen und in höchst individuellen Auffassungen und Gebräuchen ihren Niederschlag finden. Bei der Rückkehr von seiner Pilgerreise erlebt er, dass seine iranische Frau die Scheidung begehrt. Sie kann ihm in seiner religiösen Inbrunst nicht folgen, sie hat den umgekehrten Weg hinter sich. Mir geht es ähnlich, aber ich suche nach Erklärungen, mir einen solchen Weg verstehbar zu machen. Offensichtlich ist es so, dass religiöse Bedürfnisse jede Religionskritik überdauern. Sie wurzeln in der Endlichkeit und Unvollkommenheit menschlichen Lebens, aus denen sich die Sehnsucht nach dem Beständigen, nach ewig Gültigem, einem den einzelnen übersteigenden Willen ergibt. Zur Erklärung des individuell besonderen Falles trügen sicherlich psychoanalytische Erklärungsmuster bei. Empfindsamkeit, Erlösungssehnsucht, Harmoniebedürfnis, ein hohes Kompensationsbedürfnis, die Sehnsucht nach verlässlicher Zuflucht vor Konflikten in unserer so komplizierten Welt werden ihre Rolle spielen. Die

Vorstellung, dass man nicht allein auf sich selbst gestellt sei, erleichtert das Leben dessen, dem sie zur Verfügung steht. Es ist durchaus ein verbreitetes Bedürfnis, das sich hier ausspricht, auch in der Art, wie eine individuell zugeschnittene Religiosität kreiert wird. Schütts religiöser Zugang ist universalistisch, er geht vom Zusammenhang der Weltreligionen aus und braut sich zum persönlichen Gebrauch eine Melange aus vielem. Aber warum hierin nun der Islam dominant sein muss, das erklärt er mir nicht! Und die Suche nach Spuren für diese Hinwendung in den durchlebten Lebensjahrzehnten, um dem jüngsten Glaubensschritt Folgerichtigkeit zu unterstellen, nehmen sich irgendwie lächerlich aus, so wenn er der Neugierde, die ihm als Junge indische Soldaten einflößten, die er beim Gebet beobachtete, religiöse Dimensionen unterstellt. Romantische Sehnsüchte nach Abenteuer, Fernweh und innerer Erhebung haben sicherlich mit metaphysischen Bedürfnissen einiges gemein, aber da ist auch das Geltungsbedürfnis, das seine Fallen stellt. Doch darüber schweigt er.